



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Seiler, Friedrich: Eine Trojafahrt : (Fortsetzung) : 2. Das Leben in Troja

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Eine Trojafahrt

Reiseerinnerungen von Friedrich Seiler

(Fortsetzung)

2. Das Leben in Troja



o waren wir denn auf der Burghöhe von Hissarlik zunächst nur zu sechs. Dörpfeld machte die Honneurs des Orts, lud uns ein, an einem Tische im Freien Platz zu nehmen, und regalierte uns zur Belohnung für unsre Reitenergie und zum Schutz gegen Erkältung mit Mastixschnaps. Die Ruhe nach dem stürmischen Ritt, das Bewußtsein, nach schwerer Arbeit glücklich ans Ziel gekommen zu sein, verursachte uns ein unsägliches Gefühl des Wohlbehagens. Dazu kam der Zauber des Ortes, heroische und idyllische Elemente gemischt. Schöne hohe Eichen wölbten sich über dem grünen Rasen, und unter den Baumkronen sank der rötliche Sonnenball dem Meere zu. Vor ihm auf dem Wasser schwammen die Inseln Tenedos und Imbros und in weiter Ferne das große Lemnos. Jetzt zitterte der letzte rosige Streif über die leichtbewegte Flut, das Abenddunkel brach rasch herein, und von Europa herüber blinkten die Leuchtfeuer, die auf den Türmen an der Spitze des Cherssonnesos brennen.

Allmählich kam dann auch einer nach dem andern von unsrer Gesellschaft angezottelt, teils auf dem Pferde, teils daneben oder ohne Pferd.

Dörpfeld hatte eine Griechin, die den gastfreundlichen Namen Polyxena führte, samt ihrem zwanzigjährigen Sohne Georgios schon einige Tage vor unsrer Ankunft nach Hissarlik gesandt, um für unsre Verpflegung und Unterkunft zu sorgen. Auf dem Plateau am Burghügel stehen noch unter den Eichen die schwarzgestrichnen Baracken Schliemanns. Das Hauptgebäude enthält Küche, Vorratsraum und „Salon,“ die drei oder vier andern sind in je zwei Räume geteilte Schlafbaracken. Eine von diesen wurde den Damen überlassen; die beiden Deutschen, Frau und Fräulein, nahmen die kleinere, die drei Amerikanerinnen die größere Stube. Polyxena hatte die nötigen Kissen und Decken aus dem nahen Fischeressendorf Tschiblat gemietet, wir durften also bei ihrer Benutzung nicht allzu feinfühlig oder kritisch sein, uns auch nicht ausmalen, was für Kleider- und Wäschelumpen noch kürzlich darauf gelegen hatten.

Als Speisesaal diente für die Mehrzahl der Herren der freie Platz vor der Hauptbaracke, wo ein großer Tisch und lange Bänke in einer Art Laube standen. Die Damen und einige der Herren speisten im „Salon,“ einem einfenstrigen Holzgelaß, das fast ganz von einem Tische und den Schemeln eingenommen war. Hier präsiidierte Dörpfeld auf dem von Schliemann selbstgefertigten Thronos, einem etwas unbequemen, aber sehr soliden Sessel mit fester Arm- und Rückenlehne. Wir waren sehr hungrig und taten Polyxenas Kochkunst alle Ehre an, obwohl das Menu einförmig genug war. Als Vorspeise gab es jedesmal Eier, dann kam als Hauptgericht Arnaki (d. i. Schafffleisch), und zwar offenbar von Tieren aus den Ställen des Königs Priamus, so zäh war ihr Fleisch, dazu Kartoffeln oder Brot, dann Ziegenkäse, Apfelsinen, der geschätzteste Teil des Mahles, deren es nie genug geben konnte, und zuletzt noch eine Tasse anscheinend aus Heu bereiteten Tees. Eine angenehme Enttäuschung gewährte uns der von Georgios besorgte Wein. Es war ein schweres, leicht geküstes, dunkelrotes Getränk aus Orenköi und mundete so

vorzüglich, daß gleich am ersten Abend dröhnender deutscher Aneipgesang zum idäischen Zeus emporstieg, und die schon durch den Geist Homers beflügelte Stimmung recht animiert wurde.

Ein Teil unsrer Genossenschaft mußte am Abend noch nach Tschiblak wandern, weil die Baracken nicht für uns alle ausreichten. Diese Herren kamen am Morgen ganz entsetzt zurück, bezeichneten die Baracken als wahre Paläste gegen die Dorfhütten und verlangten kategorisch, daß jeden Abend eine andre Gruppe in dieses schmutzige, blutsaugerische Nest geschickt werde. Denn an einmal habe man gerade genug. Die Barackenbewohner bestritten entschieden, daß ihre Behausungen wohnlischer seien, und ein Teil erklärte sich sofort zum Tausch bereit. Das Endergebnis war: Scylla und Charybdis.

Die Baracke, der ich zugeteilt war, sollte in ihrem größern Raume sechs Amerikaner, in ihrem kleinern außer mir noch Dörpfeld und einen jüngern Archäologen aufnehmen, Herr Berger, der langjährige Studien hier zum Abschluß bringen wollte und auch seine liebenswürdige Frau mitgebracht hatte.

Unser Schlafraum hatte gerade für drei Personen Platz. Strohgestopfte Kissen und wollne Decken, die am Boden lagen, waren die Lagerstätte. Bei einer dürftigen Unschlittkerze machten wir unsre Nachtoilette. Es fand sich, daß wir nur zwei Decken zum Zudecken hatten. Deshalb verzichtete ich auf meinen Anteil und richtete mich unter unsern drei Mänteln ein, so gut es ging, wobei sich der Dörpfelds als der solideste erwies. Bald waren wir trotz der Härte des Lagers sanft ent schlummert.

Aber nach zwei oder drei Stunden wachte ich wieder auf. Meine Wunde brannte, und ich froh. Denn ein eisiger Luftstrom zog durch die fingerbreiten Spalten, in die die alte Baracke auseinanderklaffte, besonders an der Tür, die unmittelbar neben mir war. Über mir sah ich durch handbreite Löcher im Dache den halbdunkeln Nachthimmel und blinkende Sterne. Zugleich drangen seltsame Töne an mein Ohr. Der eine meiner Genossen schnarchte leise und süß, der andre laut und unmelodisch. Auf dem Dache kraspelte etwas herum, was ich anfangs für eine Kage zu halten geneigt war, bis es seine Stimme erhob und sich dadurch als Kauz erwies. Draußen stampften die Pferde, und ab und zu stieß eins gegen die Baracke, daß sie durch und durch erschüttert wurde. Alles in allem eine etwas mangelhafte Einrichtung. Ich warf mich von der einen Seite auf die andre, ohne jedoch wieder rechten Schlaf finden zu können, und träumte im Halbschlummer, mein rechtes Bein läge eingeklemmt in einem Schraubstock, der sich immer fester aufs Schienbein preszte.

Als der Morgen graute, erhob sich Dörpfeld, und auch wir beiden andern standen von unserm Freudenlager auf. Dabei spielte sich folgende Szene ab. Mein Schlafnachbar sah, als ich den Strumpf herunterzog, das Taschentuch und das Pflaster und fragte mich, was ich da hätte.

Da hat gestern ein Pferd mit der Hufkante geschlagen.

Und was haben Sie denn da am Oberschenkel für eine blaue Stelle?

Da hat mich auf dem Taygetus mein Maultier geschlagen.

Als ich dann das Hemd wechselte, sah er, daß die rechte Schulter geschwollen und braun und blau war.

Mein Gott, was ist denn nun das wieder?

Das ist der andre Huf des spartanischen Maultiers.

Das sieht aber ganz gefährlich aus.

Bitte, macht nichts.

Nun zog ich den rechten blutigen Strumpf ganz aus, um ihn mit einem reinen zu vertauschen.

Ihr Hacken ist ja aber auch dick, und es sind da kleine Geschwüre, wie es scheint.

Ich habe in Areta beim Baden in einen Seeigel getreten, da sind die feinen Stacheln abgebrochen.

Nun platzten meine beiden hartgesottnen Schlafgenossen aber a tempo heraus, und Dörpfeld sagte:

Sie haben also alle Leiden erlitten, die man überhaupt auf solcher Reise erleiden kann.

Mir war dabei keineswegs spaßhaft zumute. Denn es ist nicht gerade schön, wenn einem die ganze rechte Seite von der Schulter bis zum Hacken verkeilt und zerstoßen ist. Das Schlimmste freilich war die Wunde von gestern. Sie hatte ein böses, weit klaffendes Aussehen und sah nach allem andern als nach baldigem Sichschließen aus. Dabei war der vordere Unterschenkel so geschwollen, daß ich nur mit Mühe und Stöhnen den Stiefel an den Fuß bekam.

Herr Bergers Herz wurde dadurch zum Mitleid bewegt. Er sagte:

Wenden Sie sich mit Ihrer Wunde nur dreist an meine Frau, die wird Sie schon besorgen. Sagen Sie nur, ich schicke Sie.

Draußen stand ein großer Tisch mit einem Waschbecken und einem Handtuch. Hier wusch man sich der Reihe nach, Deutsche und Amerikaner immer abwechselnd. Dann fand sich alles zum Frühstück im Salon oder im Freien am Laubentische zusammen. Wir hatten eben angefangen, den heuduftenden Tee zu schlürfen, da erschien ein lebenswürdiger, aber als etwas verwöhnt und ängstlich bekannter Herr mit allen Zeichen der Aufregung auf der Schwelle und fragte mit erregter Stimme:

Herr Professor, ich höre soeben, daß es in unsern Schlafbaracken Skorpione gebe. Ist das wahr?

Jawohl, erwiderte Dörpfeld, indem er mit eisiger Ruhe ein Ei aufschlug, Skorpionen und Schlangen und Tausendfüßer.

Der junge Mann nahm vor der ausbrechenden Lachsalbe schleunigst seinen Rückzug.

Nach dem Frühstück trug ich bei der mir angebornen Schüchternheit nur zaghaft Frau Berger meine Bitte vor, daß sie mein Bein untersuchen und verbinden möchte. Sie erklärte mir zwar, daß sie im Wundenbehandeln keine Übung habe, führte mich aber dennoch in ihr Allerheiligstes. Da es keinen Stuhl in dem engen Raume gab, so mußte ich mich auf eine Matte niederlassen, wobei mir Frau Berger zum Trost bemerkte:

Sie sitzen da auf Fräulein Lottis Bett — allerdings ein nur mäßiger Trost!

Dann wusch sie trotz der behaupteten mangelnden Übung mit der der deutschen Frau schon von der Urzeit her für solche Dinge angebornen Geschicklichkeit die Wunde gründlich mit warmem Wasser aus, meinte, sie sei wohl „nicht ganz ohne,“ besonders wegen der Anschwellung, und verband dann die Geschichte mit Jodoform, Karbolwatte und einer Binde. Denselben Samariterdienst leistete sie mir von da an in lebenswürdigster Weise jeden Tag. Leider hatte sie nur die eine Binde, und es war überhaupt keine zweite aufzutreiben. Kein Wunder, daß sie, als ich nach acht Tagen dem Arzte in Konstantinopel damit unter die Augen trat, eher einem schwärzlichen, ausgefaserten Strick als einer Binde gleich, sodaß der Arzt mit einigem Nasenrumpfen bemerkte:

Ihr Verbandsmaterial ist aber recht mangelhaft.

Am nächsten Tage trat noch ein zweiter Verwundeter bei ihr an, ein jüngerer Herr, dem eins der Kasse einen leichten Streifhieb an den Schenkel versetzt hatte. Da streifte sie aber und erklärte, sie wolle nun nichts mehr mit fremden Männerbeinen zu tun haben.

Über ihrem ersten Samariterwerk an mir hatte sie sogar den Beginn des Dörpfeldschen Vortrages versäumt. Als wir aus der Kammer heraustraten, war der ganze Platz wie ausgestorben. Wir begaben uns also zum Ausgrabungsgebiete, ich an einem geliehenen Stock humpelnd, Dörpfeld und Genossen zu suchen. Die waren aber nicht so leicht zu finden. Denn die Burg von Hissarlik stellt sich dem heutigen Besucher dar als ein Gewirr steiler Hügel, abschüssiger Schutthalden und tiefer Gräben. Dazwischen liegen Terrassen und ebne Flächen, auf denen sich Mauerlinien der verschiedensten Zeitalter und Erhaltungszustände kreuzen. Wenig Schritte genügen, einen aus einer Stadt in eine andre, tausend Jahre ältere oder jüngere

zu bringen. Wenn man in diesem Ruinengewirr von drei Jahrtausenden nicht Bescheid weiß, so läuft man darin leicht wie in einem Irrgarten herum, man findet keinen Ausweg aus der zweiten Stadt, keinen Abstieg von den Mauern der sechsten, oder man gerät zwischen zwei Mauerzüge in eine Sackgasse, oder man schiebt sich, auf halbsbrecherischen Pfaden aufwärts oder abwärts kletternd, plötzlich vor unübersteiglichen Abgründen. Kurz, Troja ist für Kinder der schönste Ort zum Versteckspielen, den es auf der Welt gibt. Für mich war ja dies Umherklettern, dieses gelegentliche Rutschen- und Springenmüssen besonders schwierig, und weise Männer rieten mir, „mein Bein zu schonen“ und die Führung lieber gar nicht mitzumachen. Davon konnte natürlich keine Rede sein. Man reist nicht nach Troja, um sein Bein zu schonen.

Ich mußte also dieses erstmal mit meiner freundlichen Samariterin allein in die verlassene Trümmerstadt eindringen, um die lieben Gefährten zu suchen, die wir verloren hatten. Die Aufgabe war nicht leicht. Denn wie weit wir auch forschend blickten und die Stimme, die suchende, schickten, nichts war zu sehen oder zu hören, nur der kühle Wind rauschte in den Grashalmen, die sich auf den Schutthalden angesiedelt haben. Auf der großen Rampe gelangten wir in die zweite Stadt, überkletterten Dugende von Hausmauern und standen mit einemmal am Rande eines bis sechs Meter tiefen, steil abfallenden Abgrundes. Da unten zu unsern Füßen saß Dörpfeld auf einer etwa fünftausend Jahre alten Hausmauer und um ihn eifrig schreibend seine Zuhörer. Lebhaftige Begrüßungskrufe wurden laut, als man uns erblickte, und Dörpfeld rief:

Hier können Sie nicht herunter, gehen Sie rechts am Rande entlang, da finden Sie den Abstieg. Wir sitzen hier nämlich im großen Nordgraben.

Der „große Nordgraben“ ist der älteste Teil der Ausgrabungen und zugleich der tiefste. Schtlemann drang gleich bei der ersten Kampagne an dieser Stelle bis auf den Urboden vor, fand aber hier nur spärliche und parallel laufende Mauerreste, deren nördlichste und südlichste durch ihre größere Stärke und durch ihre Böschung nach außen sich als Festungsmauern erwiesen. Die Erklärung dieser „ersten Stadt“ dauerte deshalb nicht lange. Das Hauptthema des Tages war die zweite, zu der wir bald hinauffstiegen. Bei dieser Gelegenheit stachen wir in den anstehenden Schichten herum, in denen noch viel Töpferwerk vergraben liegt. Ich holte dabei ein wohlerhaltenes, kleines Trinkgefäß heraus, das mir jetzt als Aschenbecher dient. Die prähistorische Jungfrau, die es vor vier- bis fünftausend Jahren aus dem heimischen Lehm zurechtgeknetet hat, um daraus süße Milch zu schlürfen, hätte sich nicht träumen lassen, daß das Gebilde ihrer Hand nach so langer Zeit noch bestehen und einem Hyperboreer als Gerät bei einem so unnatürlichen Genuße dienen werde, einem Genuße, der jener guten alten Zeit noch unbekannt war und nach dem geistreichen französischen Romancier das einzige Vergnügen ist, das die Menschheit seit der Urzeit neu erfunden hat. Am zweiten Tage besichtigten und besprachen wir die Mauern der sechsten Stadt, die ureigene Entdeckung Dörpfelds, die ihm am meisten ans Herz gewachsen ist, am dritten die Gebäude derselben Stadt und die Tempel und die Theater des hellenistischen Ilios. Auch wurden wir selbstverständlich über die Geschichte der Trojaforschung und Ausgrabung belehrt.

3. Die Trümmer von Troja

Das ganze Altertum mit einer einzigen nichts bedeutenden Ausnahme hielt den Hügel von Hisarlik (richtiger Assarlik, d. i. „Trümmerstätte“), wo die seit dem sechsten Jahrhundert vor Christo aufgeblühte griechische Stadt Ilios lag, für die Stätte des einstigen homerischen Trojas. Doch war das neue Ilios viel umfangreicher als der Burghügel, der nur ihre Akropole, genannt „Bergamon,“ bildete. Die Könige Kerges und Alexander machten dieser Stadt, bevor sie ihre Heerfahrten antraten, ihren Besuch und opferten der auf der Burg verehrten Athene und den Geistern der Heroen. Die Römer als Abkömmlinge des trojanischen Aeneas ehrten

und begünstigten die Nachfolgerin ihrer vermeintlichen Mutterstadt auf jede Weise; Cäsar, Augustus und Konstantin gingen sogar mit dem Plan um, ihre Residenz nach Ilios zu verlegen. Auch die Neuzeit zweifelte nicht an der Identität von Hissarlik und AltTroja, bis Lechevalier, der 1785 und 1786 die Landschaft Troas bereifte, plötzlich den etwa drei Stunden weiter im Innern liegenden Berg Validagh bei dem Dorfe Bunarbaschi für die Stätte des homerischen Trojas erklärte. Der Grund für diese Behauptung war ein ganz seltsamer. Bei diesem Dorfe entspringen nämlich vierzig sogenannte Quellen, in Wirklichkeit ist es nur Skamanderwasser; eine von diesen fand nun der genannte Gelehrte, der ihre Temperatur maß, in seinem Eifer lauwarm. Da nun Homer eine warme und eine kalte Skamanderquelle vor den Toren Trojas erwähnt, da sich ferner oben auf dem Validagh einiges Mauerwerk fand, so war die Hypothese fertig, daß Troja auf dem Validagh bei Bunarbaschi gelegen habe.

Es ist nur wunderbar, daß diese rasch geschmiedete Vermutung alsbald von den Gelehrten für eine unumstößliche Gewißheit angesehen wurde, daß sogar Männer wie Curtius, Kiepert, Moltke ohne weiteres daran glaubten. Moltke ließ sich dabei, wie er in den Reisebriefen aus der Türkei schreibt, von seinem „militärischen Instinkt an den Ort leiten, wo man sich anbauen würde, wenn es gälte, eine unersteigbare Burg zu gründen.“ Aber das galt es gar nicht. Auf die Unersteigbarkeit kam es den Erbauern der Königsburgen aus der sogenannten mykenischen Zeit gar nicht so sehr an. Mäßig hohe Hügel genügten ihrem Sicherheitsbedürfnis vollkommen, wie die Burgen von Tiryns und Mykenä zeigen; denn sie durften getrost auf die Stärke und Höhe ihrer unersteiglichen Mauern rechnen. Viel wichtiger war ihnen die beherrschende Lage über einer Fruchtebene oder in der Nähe des Meeres. Eine solche hat aber Hissarlik in hohem Maße. Es liegt nämlich unmittelbar über der Ebne und etwa sechs Kilometer von der großen Seehandelsstraße des Hellespont, während der Validagh im Berglande liegt und vom Hellespont wenigstens fünfzehn Kilometer entfernt ist, und zwar muß man ziemlich mühsam hügelab und hügelab reiten, um auf seinen Gipfel zu gelangen. Das alte Troja verdankt aber seinen Reichtum besonders der Seefahrt und dem Seeraub, wie die Geschichte der Entführung der Helena und der Schätze des Menelaos durch Paris beweist. Das Entscheidende aber ist, daß sich die lokalen Verhältnisse bei Bunarbaschi mit den in der Ilias geschilderten schlechterdings nicht vereinigen lassen, die von Hissarlik dagegen vortrefflich. Sogar eine Quelle hat sich in der Nähe des Haupttores der Burganlage von Hissarlik wiedergefunden. Da nun die ganze Troas vulkanisch ist und noch jetzt warme Quellen hat, die aber mit der Zeit kalt zu werden pflegen, so ist sehr wohl möglich, daß es hier neben der kalten ursprünglich eine warme gegeben hat. Damit ist auch die Veranlassung zur Bunarbaschihypothese beseitigt.

Ans erscheint es fast unbegreiflich, daß sie je einen so starken Anklang hat finden können. Tatsächlich herrschte sie aber, als Schliemann im Jahre 1868 zum erstenmal nach Troja kam, so allgemein, daß sie kaum noch als Hypothese galt, und es war ein wahres Glück, daß Schliemann gleich von vornherein auf den richtigen Gedanken gebracht wurde. Hätte er auf dem Validagh bei Bunarbaschi den Spaten angelegt, so wären seine Bemühungen und Opfer vergeblich geblieben, und er hätte vielleicht zu allen weiteren Grabungen den Mut verloren. Nun aber überzeugte ihn ein in der Dardanellenstadt ansässiger Engländer namens Calvert — übrigens lernten wir ihn persönlich kennen; er aß einmal mit uns —, dem damals das Terrain von Hissarlik gehörte, daß die Alten Recht hätten, nicht die Neuen, daß Troja auf Hissarlik und nicht bei Bunarbaschi gelegen haben müsse. Von dieser Überzeugung durchdrungen ging Schliemann dann, allen Schwierigkeiten trotzend, mit seiner tapfern Gattin, einer gebildeten und energischen Griechin, gemeinsam ans Werk. Im April 1870 setzte er zum erstenmal, im Sommer 1890 zum letztenmal den Spaten an, in der Zwischenzeit aber war er von seinen übrigen Aus-

grabungsfeldern immer wieder zu diesem seinem Lieblingsgebiete zurückgekehrt, seit 1882 unterstützt von Dörpfeld, den er sich als architektonischen Berater engagiert hatte. Dieser setzte, als Schliemann im Dezember 1890 ein rascher Tod hinweggerafft hatte, sein Werk mit den von Schliemanns Gattin zur Verfügung gestellten Mitteln fort, zulezt in den Jahren 1893 und 1894.

Schliemann hatte in dem Glauben, daß das alte Troja sehr tief liegen müsse, seine Arbeiten damit begonnen, daß er einen breiten Graben, den vielberufenen „Nordgraben,“ quer durch den Schutthügel bis auf den gewachsenen Fels schlagen ließ. Bei diesem allzu summarischen Verfahren wurde natürlich alles Obere zerstört, und leider hat es Schliemann in seinem Streben, möglichst bald möglichst tief zu kommen, versäumt, irgendwelche Zeichnungen oder photographische Aufnahmen von dem jeweiligen Befund zu machen, sodaß viel Wichtiges hier unwiederbringlich verloren ging. Allmählich erkannte er dann die verschiedenen Schichten und verkündete der staunenden Welt, daß er zu Hissarlik sieben alte Städte übereinander gefunden habe. Er wurde anfangs durchaus nicht ernst genommen, und vollends als er erklärte, er habe den Schatz des Priamos ausgegraben, denselben, der jetzt in den Schliemannsälen des Ethnographischen Museums zu Berlin zu sehen ist, seine Frau habe ihn in ihrem Umschlagetuch in Sicherheit gebracht, da hatte die gelehrte und ungelehrte Welt nur Hohn und Spott für den „sonderbaren Schwärmer.“ Der Kladderadatsch brachte sogar eine Karikatur, wie Frau Schliemann den Schatz des Priamos in ihr Umschlagetuch packt.

Nachher sollte sich herausstellen, daß dieser Goldschatz aus noch weit älterer Zeit stammt, als die des Königs Priamos und des homerischen Troja gewesen ist. Er war nämlich in der Mauer der sogenannten zweiten Stadt gefunden, und diese zweite Stadt hielt Schliemann für das Ilion Homers; er starb auch in diesem Glauben. Dörpfeld und den andern Mitarbeitern erschienen jedoch schon im Jahre 1882 die in der zweiten Stadt gefundenen Gegenstände, vornehmlich die zum großen Schatz gehörenden Schmuckstücke, Schalen und Becher etwas sehr alt, jedenfalls älter als die in Mykene gefundenen Goldsachen. Ebenso wichen die Mauern der zweiten Stadt in ihrem Material und ihrer Bauart durchaus ab von den „kyklopischen“ Mauern in Mykene und Tiryns. Dörpfeld glaubte deshalb schon damals, daß hier nicht Reste aus der sogenannten mykenischen Periode, wie sie Homer schildert, vorlägen, sondern solche aus älterer, prähistorischer Zeit. Eine volle Bestätigung dieser Zweifel brachten die Grabungen von 1893 und 1894. Da kamen nämlich in einem erweiterten konzentrischen Ring mächtige Mauern zutage, die in ihrer Konstruktion den mykenischen gleichen. Auch die in dieser Schicht — es ist die sechste — gefundenen Tonvasen und andre Gebrauchsgegenstände trugen durchaus den Charakter der mykenischen Kulturperiode.

Es sind auf dem Burgberge von Hissarlik überhaupt nicht sieben, wie Schliemann wollte, sondern neun Ansiedlungen zu unterscheiden. Die älteste, erste Schicht ist nur durch den Nordgraben bekannt geworden. Hier finden wir unbedeutende Hütten aus kleinen, mit Lehm verbundenen Steinen, einfarbige Topfware und primitive Steingeräte, nur ganz vereinzelt Bronzestücke. Dörpfeld setzt diese Schicht nach Schätzung ungefähr in die Zeit von 3000 bis 2500 v. Chr. Die zweite Ansiedlung ist dann die von Schliemann für Troja gehaltene. Sie liegt fünf Meter höher als die erste. Ihre Mauern bestehn aus einem nach außen starkgeböschten Unterbau aus mäßig großen Steinen und einem vier Meter dicken, senkrechten Oberbau aus Lehmziegeln, die nur an der Sonne getrocknet sind; zwischen sie sind, um sie zu halten, Holzbalken in die Länge und Quere gelegt, ähnlich wie das Cäsar von den Mauern gallischer Städte berichtet, und wie es sich auch in Babylon gefunden hat, wo diese Bauweise entstanden sein muß. In dieser Mauer lag auch der große, jetzt in Berlin bewahrte Schatz in einer Kiste geborgen. Diese Ansiedlung gehörte etwa den Jahren 2500 bis 2000 v. Chr. an. Wenn sich Frau Sophie Schliemann also mit dem großen goldenen Kopfschmuck des Schatzes schmückte, wie

sie das öfter an Empfangsabenden tat, so konnte sie auf Modernität ihres Puges nicht eben Anspruch erheben. Er wäre vielmehr schon der schönen Helena ebenso altmodisch vorgekommen, wie unsern Damen etwa der Schmuck merowingischer Königinnen.

Die dritte, die vierte und die fünfte Ansiedlung sind unbedeutend und dorfsähnlich. Die sechste ist die mykenische Stadt, die man von etwa 1500 bis 1000 v. Chr. ansetzen muß. Erhalten sind von ihr nur die Südmauer und die Gebäude, die in deren Nähe lagen. Die ganze Nordseite ist schon im Altertum zur Befestigung der Stadt Sigeion abgebrochen worden. Wenn man diese Mauer sieht, so begreift man kaum, wie man je die der zweiten Stadt für die des homerischen Ilios hat halten können, die doch mit ihren kleinern Steinen von dem bekannten mykenischen Typus so gänzlich abweicht. Die neuentdeckte Mauer dagegen besteht aus soliden Quadrern und „Steinziegeln“ — so nennt Dörpfeld die länglichen Steine, die die ältere Ziegelform nachahmen — und kann sich an Stärke und Festigkeit mit allen Mauern der mykenischen Zeit messen, während sie an sorgfältiger Bearbeitung die andern übertrifft. Ganz eigentümlich berührt den Beschauer, daß diese Mauer nicht rund, sondern polygonal gebaut ist. Stücke von neun Metern Länge bilden immer eine Seite des Polygons, die durch einen besonders sorgfältig gearbeiteten Vorsprung sich von der Nachbarseite nach außen hin abhebt. Man war anfangs zweifelhaft, ob diese Vorsprünge nicht etwa einem fortifikatorischen Zweck gedient haben. Dörpfeld aber hat festgestellt, daß sie nur eine architektonische Dekoration sind. Sie dienten bei den Luftziegelmauern, die immer in einzelnen Stücken gebaut wurden, zur Verdeckung der zwischen diesen Mauerabschnitten leicht entstehenden Fugen. So finden sie sich schon in Ägypten. Diese Bauart ist dann hier auf den Steinbau übertragen worden, ebenso wie die lange Form der Ziegel.

Auch die Zweiteilung der Mauer in eine untere geböschte Stützmauer und eine senkrechte Obermauer ist altüberliefert und war schon bei der zweiten Stadt in gleicher Weise vorhanden, nur mit dem Unterschiede, daß bei der sechsten die Obermauer aus solidem Stein kaum halb so dick zu sein brauchte, wie die vier Meter dicke Lehmziegelmauer der zweiten. Diese Mauerkonstruktion bezeichnete Dörpfeld als eine Mausefalle. Der Feind sollte verlockt werden, die leicht zu erkletternde geböschte Untermauer zu erklimmen, dann warf man ihm von der senkrechten Obermauer einen Stein auf den Kopf. Dieser Knick in der Mitte der Mauer ist „der Ellbogen der Mauer,“ bis zu dem Patroklos im sechzehnten Buche der Ilias (B. 702) dreimal emporstürzt, bis er von Apollo zurückgeschleudert wird, nicht eine Mauerecke oder ein Vorsprung, wie man bis vor kurzem erklärte. Auch an den Toren sind „Mausefallen“ angebracht, ebenso wie in Tiryns. Der Feind wurde verlockt, durch einen scheinbar unverschloßnen Gang in die Stadt einzudringen, fand sich hinter einer Wendung dann plötzlich vor einem besetzten Tore und wurde nun von beiden Seiten mit Geschossen überschüttet.

Einen mächtigen Eindruck auf den Beschauer macht besonders der riesige Nordostturm, dessen Norddecke wie eine spitze Bastion in die Ebene vorspringt und merkwürdigerweise genau mit derselben leichten Biegung nach innen geböschet ist, wie der Eiffelturm, weil diese Konstruktion die größte Festigkeit bietet. Die alten Architekten, wahrscheinlich eine Baukastie phönizischen Ursprungs, haben also schon eben daselbe gewußt und geübt, wie die modernsten französischen Eisenkonstruktoren. Dieser gewaltige Nordostturm ist erst in der letzten Bauperiode der Stadt an die Mauer angefügt worden, um eine der Lebensquellen der Stadt, einen Brunnen, in die Befestigung hineinzuziehen.

Die sechste Stadt mußte, da ihre Außenmauer eine Strecke unterhalb der höchsten Erhebung lag, in Terrassen nach innen ansteigen, und vielleicht waren die Terrassenmauern ältere Ringmauern. Von ihren Gebäuden sind die im Innern liegenden durch die spätern Ansiedlungen und durch die Schliemannschen Grabungen zerstört worden. Erhalten sind nur noch die hart an der Mauer liegenden, die

zum Teil zwischen dieser und der dahinter aufsteigenden Terrassenmauer ziemlich eng eingezwängt waren. Die Häuser liegen alle getrennt nebeneinander, wie bei Homer jeder der Söhne des Priamus in seinem Hause gesondert wohnte. Der König selbst hatte seinen Palast jedenfalls in der Mitte oben auf der höchsten Stelle. Die Dächer aller Häuser waren wohl die noch heute in der Troas ziemlich verbreiteten horizontalen Dächer aus Erde, die vom Regen abgespült wurde und darum beständig ergänzt und erneuert werden mußte, während die abgespülte Erde zwischen den Häusern liegen blieb und allmählich das Niveau erhöhte. Auch auf den Küchenzettel des Priamus und seiner Söhne ist durch die Ausgrabungen ein neues Licht gefallen. Sie aßen entweder aus Vorliebe oder doch aus Mangel an etwas Besserm Muscheln. Denn überall liegen in der sechsten Stadt zerschlagene Schalen dieser Weichtiere herum, darunter auch die der wertvollen Purpurschnecken.

Nur die Außenmauern der sechsten Stadt standen noch, als die Bewohner der siebenten Ansiedlung ihre dürftigen Wohnungen bauten. Sie sind an jene angelehnt, bestehen aber größtenteils nur in offenen Hallen zum Unterbringen des Viehs und der Ackergeräte. Eine obere Schicht bildet die achte, ebenfalls dorfähnliche Ansiedlung. Die neunte ist dann das griechisch-römische Iliou mit einem von Säulenhallen umgebenen Heiligtum der Athene. Der Tempel stammt aus hellenistischer Zeit und hat den Athentempel ersetzt, in dem einst Xerxes und Alexander zur Göttin beteten.

Dies etwa waren die Hauptresultate der Vorträge, die uns Dörpfeld in den drei Tagen unsrer Anwesenheit auf den Ruinen von Troja hielt. Er war voller Begeisterung für das Werk, das er hier in Angriff genommen hatte, und äußerte den festen Entschluß, es zu Ende zu führen und in den nächsten Jahren zubörderst die ganze Mauer der mykenischen Stadt „herauszuholen.“ Sein großes Werk über Troja, das er gemeinsam mit mehreren Mitarbeitern verfaßte, stand schon dicht vor seiner Vollendung, und es galt, einige noch zweifelhafte Punkte eben in diesen Tagen durch nochmalige Autopsie ins reine zu bringen, wozu der unermüdlche Mann die Nachmittage und die Abende benutzte.

So interessant die Vorträge waren, so war es doch fast noch schöner, allein in den neun ausgegrabnen Städten herumzustrifen. Dann erst kam mir die Stimmung, die solchen sagen- und poesieumwobnen Orten ihren vollen Zauber verleiht, die aber durch Menschengewühl und verstandesmäßige Wissenschaft unwiederbringlich zerstört wird. Wie erhebend und ergreifend war es für mich, an der Stätte zu stehen, über die ich seit frühester Jugend zuerst erzählen gehört, dann gelesen, dann studiert und zuletzt gelehrt hatte, die mich also mein ganzes Leben lang begleitet und mir immer den frischen Hauch der Jugend und den unbergänglichen Glanz der Poesie bewahrt hat. Es ist nichts Kleines, an dem Tor gestanden zu haben, an dem einst der edle Hektor von seiner Gattin und seinem Knaben Abschied genommen hat, auf der Mauer entlang gewandert zu sein, von der einst die schöne Helena, das Wunder aller Frauen und sogar das Entzücken der Greise, dem Priamos die Heliden der Griechen zeigte. Ja, auch in das Gemach hin ich eingetreten, wo einst der verführerische Paris nach seiner Niederlage im Kampfe den Liebesbund mit Helena erneuerte — wenn anders Dörpfelds Vermutung richtig ist, daß das eine der an der Stadtmauer liegenden Häuser der Beschreibung des Homer zufolge das des Paris sein müsse. Jetzt freilich sind die wohlgeglätteten Sessel und Tische, die funkelnden Dreifuße, die schöndurchbrochenen und wohlgebreiteten Betten aus diesen Räumen verschwunden, jetzt wachsen auf den Schutthalben und zwischen den verworrenen Mauerzügen weißsternige Kamillen und roter Mohn, und dorniges Brombeer- gesträuch rankt sich um die Steine.

Nach Norden hin überschaute ich das Schlachtfeld, wo das Blut so vieler Heliden geflossen ist, in seiner vollen Ausdehnung; mir zunächst die sumpfige Ebne des Stmois, aus der der Burgberg, auf dem ich stand, steil emporragt. Auf den Wiesen zu meinen Füßen waren kegelförmige weiße Zelte aufgeschlagen, in denen

eine Abteilung türkischer Kavallerie kampierte, deren Pferde hier den dem Staate gehörenden Grasmuch abweideten. An dem alten Bette des Stamanderflusses, der ehemals dicht am Burghügel entlang floß und hier den Simois aufnahm, ergingen sich auch einige Kamele, die wahrscheinlich der Reiterabteilung als Lasttiere dienten. Etwas weiter nach der Mitte der Ebene zu liegt jetzt das armselige Türkendorf Kunktöi (Sanddorf). Bei ihm war die Furt über den Stamander, die die Heere beim Vordringen passieren mußten, und etwas dahinter am Grabmal des Flos ist die „Schwellung der Ebene,“ wo die Heere so oft feindlich zusammentrafen. Darüber hinweg schweift das Auge zu den weißen Minarets und den Häusern von Kunkale, wo die Griechen ihr Schiffslager hatten. Dann kommt das blaue Band des Hellespont und dahinter die niedrige Steilküste des europäischen Chersonnesos. Rechts erhebt sich der Höhenzug am Kap Rhöteion, wo der Grabhügel des Ilias liegt, und links das Vorgebirge Sigeion mit dem Grabhügel des Achilles, zwei Punkte, die wir noch zu besuchen gedachten.

Alles das stimmt auß bester zu der Schilderung des griechischen Dichters, und auch das Beiwort „windig“ hat er der Stadt nicht ohne Grund gegeben. Denn unaußgesetzt strich, obwohl wir in der zweiten Hälfte des Mais waren, ein kalter Wind von Thrakien her über die troische Landschaft. Dörfeld las uns auß Schliemanns Tagebuch die Windbeobachtungen vor, die zeigen, daß dieser Boreas noch bis in den Juli hinein anhält. Er tröstete uns, wenn wir darüber klagten, daß dieser Wind auch in die Baracken dringe und uns im Schlafe störe, damit, daß es doch wenigstens nicht regne. Er habe das auch schon erlebt und sich dann jedesmal auf den Augenblick gefreut, wo der erste Schläfer aufgewacht sei und fluchend zum Regenschirm gegriffen habe. Denn „wer nicht im Bett den Schirm aufspannte, der kennt dich nicht, du göttliche Levante.“

(Fortsetzung folgt)



Der Mönch von Weinfeldern

Novelle von Julius R. Haarhaus

1



Es war am 10. November im Jahre des Heils 1524, am Vorabend des St. Martinsfestes. Der Tag durfte mit vollem Recht auf die Bezeichnung „Vorabend“ Anspruch erheben, denn nach einer einzigen kurzen Morgenstunde hatte sich auf das Hochland der Eifel eine herbstliche Dämmerung herabgesenkt, die mit der Nacht mehr gemein hatte als mit deren lichtem Bruder. Ehe aber der wirkliche Abend hereinbrach, erhob sich ein feuchter Südwestwind, zerriß die graue Decke des Himmels, ballte die Fäden zu mächtigen, tiefhängenden Wolken zusammen und trieb sie an den düstern Türmen der Nürburg und der kahlen Basaltkuppe der Hohen Acht vorüber dem Rheine zu. Zugleich erschien im Westen über dem langgestreckten Rücken der Schneeeifel ein schmaler, orangefarbener Streif, gleichsam als habe die Sonne, bevor sie zur Küste ging, den armen Erdenmenschen die freudige Gewißheit geben wollen, daß sie noch lebe.

In diesem Augenblick erschienen auf der mit niedrigem Gestrüpp bewachsenen Höhe des Mäusebergs zwei Männer, denen ein schwarzer Budel in muntern Sprüngen voraneilte. Auf dem Gipfel blieben sie stehen und betrachteten schweigend das Schauspiel, das ihnen der westliche Himmel darbot. Wer von ihrer Kleidung auf ihr Wesen und ihren Beruf hätte schließen wollen, der wäre in große Verlegenheit ge-